

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 231.

Dienstag, 4. Oktober

1927.

(30. Fortsetzung.)

Das grüne Monokel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuer.

XII.

„John Kerridge verhaftet sich selbst! . . .“ brüllten die Zeitungsverkäufer ihre eben erschienenen Mittagsblätter aus . . . „Sensationelles Kriminaldrama im Tempelhofer Flughafen! Selbstmord eines Mörders!“ Der mehrere Spalten füllende Alarmannteil hatte folgenden Wortlaut:

Frank McCornicks Ende.

Der Tempelhofer Flughafen der Deutschen Luft-hansa wurde heute nacht zum Schauplatz einer erregenden Kriminaltragödie, die dank ihrer Begleitumstände als Sensation angesprochen werden darf.

Die gestrige Berliner Presse veröffentlichte ausführliche Meldungen über den Mord, der in vorletzter Nacht an dem bekannten amerikanischen Milliardär Hosea Bruce gelegentlich seiner Anwesenheit im Brüsseler Palace-Hotel verübt wurde. Als der Tat dringend verdächtig galt ein unter dem Namen John Sherwood bekannter Mitarbeiter des Toten. Durch eine Konstellation bestimmter glücklicher Umstände war der auch bekannte englische Regierungsdetektiv John Kerridge im gleichen Hotel anwesend. Und ihm allein ist es zu verdanken, daß der von fast sämtlichen Polizeibehörden seit Jahren gesuchte Schwerverbrecher Frank McCornick nach seiner letzten Schandtat heute nacht so schnell und unerwartet zur Strede gebracht werden konnte.

Mister Kerridge hatte die Liebenswürdigkeit heute vormittag einen unserer Mitarbeiter zu empfangen und ihm eine längere Unterredung zu gewähren.

Der berühmte Kriminalist kommt in nachstehendem persönlich zu Worte, weil gerade diese Schilderungsform geeignet ist, unseren Lesern alle Phasen und Einzelheiten des Falles Frank McCornick in unmittelbarster Form zu bieten.

Mister Kerridge erzählte:

„Als man vorgestern nacht im Brüsseler Palace-Hotel die Entdeckung machte, daß der Präsident des United Oil Trusts von seinem Mitarbeiter John Sherwood erschossen worden sei, befand ich mich bereits auf dem Wege zum Hotel, um diesen angeblichen John Sherwood aus anderen Gründen zu verhaften. Denn durch einen Zufall hatte ich in Erfahrung gebracht, daß er mit dem seit Jahren gesuchten Hochstapler Frank McCornick identisch sei. Leider kamen wir zu spät, um den Mord zu verhindern, doch beteiligte ich mich selbstverständlich an dem Vorfallestermin der Gerichtskommission, der kurz nach Entdeckung des Kapitalverbrechens in den Zimmern des Erschossenen stattfand. Er endete ohne greifbares Ergebnis. Beim Verlassen des Mordzimmers hingegen stieß ich draußen auf dem Flurläufer mit dem Fuß gegen ein grünes Monokel, wie ich es auf Grund einer Farbenblindheit meines linken Auges selbst trage. Nur der Mörder konnte es auf seiner Flucht verloren haben. Denn durch eine schnelle Rundfrage stellte ich bereits im Laufe der nächsten Stunde fest, daß von jenen Personen, die mit Hosea Bruce in Verbindung gewesen, niemand ein derartiges Toilettenrequisit trug. Der Fund dieses Monokels bestärkte in

mir einen Verdacht, den bereits andere Umstände wachgerufen hatten und der mich veranlaßte, gestern morgen im Flugzeug nach Berlin zurückzukehren, wo ich mich aus privaten Gründen schon vor meiner Brüsseler Anwesenheit seit ein paar Tagen aufgehalten.

In die Affäre John Sherwood-Frank McCornick spielte ein politischer Vorfall hinein, über den ich mich nicht äußern darf. Doch gerade dies Moment legte mir die Vermutung nahe, daß Frank McCornick, ehe er endgültig flüchtete, noch einmal nach Berlin kommen müsse, wo er seit kurzem und ehe er mit Hosea Bruce zusammengetroffen, unter dem Decknamen John Sherwood gewohnt hatte.

Gestern nachmittag traf ich in Berlin wieder ein und machte abends den hier im Regent-Hotel stattfindenden Ball des Vereins ausländischer Journalisten mit. Dort geschah das Seltsame, daß ich zweimal das Objekt einer Personenverwechslung wurde, indem ich beide Male von Menschen, die ich nie vorher gesehen, als deren Bekannter respektive Vertrauter angesprochen wurde — und zwar teils mit meinem gesamten Namen, teils nur mit meinem Vornamen, und zwar gleichzeitig unter dem Ausdruck des Entsetzens über meine Unvorsichtigkeit, mich noch einmal nach Berlin gewagt zu haben. Ich mußte also einen Doppelgänger besitzen. Und nach Lage der Sache sowie in Berücksichtigung aller Einzelheiten jener politischen Affäre, die ich vorhin erwähnte, gab es nur einen Schluß: mein Doppelgänger war der Hochstapler und Mörder Frank McCornick! Fast empfinde ich etwas wie Respekt vor ihm: Hatte er, unterstützt durch die frappante Ähnlichkeit unsrer äußeren Erscheinung, seine Verwegenheit doch so weit getrieben, nicht nur in meiner Maske, sondern auch unter meinem Namen aufzutreten! Selbst seine Papiere lauteten entsprechend. Auf diese Weise war es ihm gelungen, direkte Verbindung mit einer hohen deutschen Regierungsstelle zu erhalten, die ihm sonst natürlich unerreikbaar geblieben wäre. Überdies hatte er mit Hilfe einer Frau einen raffinierten Altendiebstahl begangen, dessen Auswertung eben in Brüssel erfolgen sollte, was jedoch glücklicherweise nicht gelang.

Nun wurde er ihm trotzdem zum Verhängnis. Nach dem Brüsseler Fiasko sagte mir meine Überlegung, daß zur Verwertung dieses Aktenstückes logischerweise nur noch ein einziger Interessent für Frank McCornick in Frage kommen konnte: nämlich die russische Sowjet-Union. War also der Verbrecher, was mir ja die Personenverwechslung halb und halb verraten hatte, tatsächlich aus irgendwelchen Gründen noch einmal nach Berlin gekommen, dann bestand sehr wohl die Möglichkeit, daß er in dieser gestrigen Nacht die deutsche Reichshauptstadt um zwei Uhr mit dem Moskauer Flugzeug wieder verlassen würde. Chaussees, Bahnhöfe, Flugplätze und Häfen mußten für ihn gesperrt sein, da sein Signalement mit beigefügter Fernphotographie sich schon seit Stunden in den Händen sämtlicher Sicherheitsorgane befand. Also entweder tauchte er vorläufig im Weltverkehr Berlins unter, oder er verließ es in höchster Eile unter fremder Maske, um sich über

die russische Grenze zu retten. Dann aber wiederum konnte er es nur in meiner Maske tun, da von dieser Doppelgängerhaft bisher noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen war. Meine Kopie also blieb sein letzter Rettungsanker.

Es ist immer ein gewagtes Spiel mit Hypothesen und tausend Bennis und Abers, sich als Kriminalist auf den vermeintlichen Gedankengang eines anderen Menschen einzustellen. Trotzdem kann er dieses geistigen Hilfsmittels nicht entraten. Mir wenigstens hatte es schon zu manchem Erfolge verholfen. Nun war ich maßlos gespannt, ob er mir auch diesmal treu bleiben würde.

Gegen Mitternacht hatte ich mit einem hohen Regierungsbeamten noch eine Unterredung gehabt, die mein Zutrauen in das glückliche Gelingen nicht unerheblich stärkte. Um viertel vor ein Uhr verließ ich das Regent-Hotel und fuhr in einem Auto zum Tempelhofer Flughafen hinaus. Ich hatte mir keinerlei Plan zurechtgelegt, sondern wollte nach der Lage des Augenblicks handeln.

Auf dem Flugplatz machte ich mich mit den Herren der Leitung bekannt, unterrichtete sie über den Zweck meines Hierseins und erfuhr sofort, daß meine Kombination richtig gewesen war: Bereits am Spätnachmittag hatte der angebliche Detektiv John Kerridge im Bureau der Luftkassa in der Mauerstraße für das nachts startende Moskauer Flugzeug einen Platz belegt und seine dreihundert Mark bezahlt. Nach Hinzuziehung eines Beamten der auf dem Platz stationierten Luftpolizei informierte ich die Herren über die Ursache meines Hierseins, legitimierte mich nach jeder Richtung hin und erhielt selbstverständlich die Zusicherung ihrer Unterstützung, deren ich als Ausländer ja bedurfte, um die Verhaftung vorzunehmen.

Sie kennen auf dem Flugplatz den kleinen Kiosk mit dem Gästebuch, in das sich die Passagiere vor Antritt des Fluges einzutragen pflegen. In diesem Kiosk hielten wir uns auf. Der Luftpolizist deckte mich, so daß ich ziemlich unerkennbar im Hintergrunde blieb. Nun warteten wir. Allmählich trafen die Flugteilnehmer ein. Bei jedem fragte wir uns im stillen: Wird der nächste wohl Frank McCornid sein? Kommt er überhaupt oder hat er im letzten Moment Argwohn geschöpft, respektive seinen Plan geändert? Solche Enttäuschung hätte sich nicht ausdenken lassen.

Mit einmal stand er vor uns! Aber der da mit einem „good evening“ den Kiosk betrat — das war ich selbst! Zumindest mein Spiegelbild! Die Figur, die Kleidung, die Körperhaltung — eine unheimliche Kopie meiner selbst. Sogar die Schaggschneise, das schmale, goldene Armband am linken Handgelenk und das grüne Monotel fehlten nicht, von dem er offenbar mehrere Exemplare besaß.

Nach Erledigung der Formalitäten griff er zum Federhalter, um im Gästebuch den Namen John Kerridge an jene Stelle zu setzen, die einer der Herren ihm wies. Da — während er sich über den Tisch beugte — trat ich hinter ihn, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte auf englisch:

„Frank McCornid — ich verhafte Sie!“

Wie mit Fäusten riß es ihn herum.

Auf Armeslänge standen wir uns gegenüber: die beiden John Kerridges — zwei Spiegelbilder — zwei Zwillingbrüder.

Es muß ein gespenstischer Anblick gewesen sein!

Auf ihn wenigstens wirkte er so. Denn er war wie zu Marmor erstarrt.

Was für wüste Gedanken mochten wohl durch sein Gehirn schiefen — in diesem Moment, wo er, mit einem Morde belastet, nach jahrelanger Hehrajagd kreuz und quer über den Erdball nun erkennen mußte: das Spiel verloren — jetzt gilt es den Kopf!

Doch nur sozusagen den Bruchteil einer Sekunde — dann geschah etwas Bewundernswertes:

Mit ein paar wuchtigen Fausthieben nach rechts und links schleuderte er den Kordon der Männer, die ihn umzingelt hielten, beiseite — gewann die Tür — schon war er draußen.

Wir rafften uns auf, stürmten ihm nach.

Da lief er! Im weißglühenden, grellen Licht der Bogenlampen. Gewaltige Säge nahm er. Sein weiterer, hellbrauner Waterproof wehte.

„Verteilen!“ schrie ich.

„Festhalten!“ brüllte der Luftpolizist.

Alles spritzte auseinander.

Es war ersichtlich: Frank McCornid hatte zuerst instinktiv das Tor erräthen wollen, von wo ihn das Dunkel des Feldes hoffnungslos verschlucken würde. Aber er kam nicht durch.

Da bog er nach rechts ab — nach links — verschwand hinter dem Tiefdecker, der schon startbereit stand — strebte den Schuppen zu — raste durch den grellen Strahlenfeg des Scheinwerfers.

Vergebens!

Immer enger zog sich der Kreis.

Ein paarmal waren wir ihm schon so dicht auf den Fersen, daß wir in seiner Hand eine Repetierpistole bliken sahen, die er wohl im Laufen herausgerissen hatte.

Da zogen auch wir die unsrigen.

Nun wurde es ernst!

Atembesselnd muß das gewirkt haben, wie auf dem riesigen Platz ein paar Duzend Menschen in diesem gespenstisch fahlen Licht brüllend durcheinander rafen! Eine Meute, die nur ein einziges Opfer hatte. Man rannte einander über den Haufen — Frauen schrien auf und wurden ohnmächtig — Monteure, Passagiere, Verwaltungsherren, Piloten, Flugbeobachter, Luftboys — es war ein gräßliches Chaos.

Plötzlich blieb Frank McCornid stehen — sah sich keuchend mit stieren Augen ringsum.

Die Mühe hatte er längst verloren — das Haar strähnte ihm in das verzerrte, leichenfahle Gesicht.

Halbgeöffnet klappten die Lippen — wie ein Raubtiergebiß.

Von links der Polizist, von rechts ich — so stürmten wir auf ihn los. Und waren keine fünf Schritte mehr entfernt — als er blühschnell die Pistole hob, gegen seine Schläfe preßte und den Abzug durchriß.

Gleichzeitig mit dem Knall war ich bei ihm und fing ihn auf.

Er fiel mir in die Arme, röchelte noch einmal.

Das, was ich zur Erde gleiten ließ, war schon ein Leichnam.

Die Durchsuchung seines geringen Gepäcks förderte das gestohlene Aktenstück, die Brieftasche des ermordeten Präsidenten Bruce und meisterhaft gefälschte Legitimationen auf meinen Namen zutage.

Die Leiche ist amtlicherseits vorläufig beschlagnahmt.

Ich selbst halte mich, solange die behördlichen Feststellungen dauern, hier in Berlin zur Verfügung des Polizeipräsidiums und des Gerichts.

Der Artikel schloß: „Soweit die Mitteilungen, die Mister Kerridge heute vormittag unserem Mitarbeiter im Regent-Hotel gab und die an dramatischer Spannung ihresgleichen suchen.“

Wir wüßten nichts hinzuzufügen, was geeignet wäre, den Ruhm des berühmten Detektivs noch zu steigern.“ (Fortsetzung folgt.)

Abendstille.

In der sanft durchblauten Abendstille
Wird lebendig, was in Hast und Drang
Lauten Tages ungehört verklang,
Streift vom Angesicht die Schleierhülle.

Weiß verborgenes Wesen mir zu künden,
Macht das All der Schöpfung offenbar,
Und zum Herz, das dürr und einsam war,
Fühl ich urweltalte Ströme münden.

In mein andachtvoll erlöstes Lauschen
Giebt das Schweigen schwebenden Gesang.
Durch der Stille Abendfeierklänge
Höre ich die ewigen Quellen rauschen.

Heinrich Heine.

Hochzeitsreise.

Skizze von Georg Freiherr von Ompteda.

In Steinach begab es sich, am Brenner:

Ein Zug hielt auf dem Gleise. Ein junger Herr sah am Fenster und starrte in den regnerischen Tag hinaus; auf dem Alaptischen vor ihm standen ein paar Kisten. Der junge Mann konnte nicht begreifen, warum der Zug gerade in Steinach am Brenner so lange liegen blieb, da man doch von tragender aufreibender Tätigkeit der Beamten nichts bemerkte. So überfiel ihn alle Traurigkeit eines Menschen, der sich nach Sonne und Süden sehnt und ohne ersichtlichen Grund in Steinach am Brenner warten muß.

Gerade als seine Trostlosigkeit bedenklich zu werden drohte, lief auf dem Nebengleise, vom Brenner her, also von Süd und Sonne, ein Zug ein, und der Zufall wollte es, daß, als die Wagen zum Stehen kamen, genau vor dem jungen Herrn eine Dame mit aschblondem Haar und blauen, etwas traurigen Augen am herabgelassenen Fenster lehnte, offensichtlich derart in Gedanken versunken, daß sie den jungen Herrn ihr gegenüber gar nicht bemerkte.

Was an ihr ihn angezogen haben mag, bleibe in der Schwebe. Gewiß ist: als sein Zug sich in Bewegung setzte, ergriff er, jäh entschlossen, die schönen Kisten und warf sie der Dame als Huldigung hinüber. Ein Glück nur, daß sie sich gerade vom Fenster zurückzog. Wie nun, wenn die Blumen der Ahnungslosen mitten ins Gesicht geflogen wären? So aber streckte sie dem bunten und duftenden Grusse zwei schlanke Hände entgegen, fing ihn und neigte, fern jedem Gefährten, den Kopf, reizvoller noch bei dankendem Nicken als vorher in sinnendem Ernst.

Was geschah aber nun? Während der andere Zug unrettbar davonglitt, sank die Dame auf ihren Sitz und verwarf das Gesicht in den Kissen. Ein Herr ihr gegenüber wies sie milde zurecht: Wie sie nur von einem Fremden habe Blumen entgegennehmen können!

Die Dame öffnete und schloß schneller, immer schneller die schlanken Finger. Sie erklärte dem Herrn, eine Hochzeitsreise habe sie sich anders vorgestellt, auch wisse sie jetzt zur Genüge, daß er sie doch nicht liebe. Als er sich nun über solchen Zweifel gekränkt zeigte, nahm sie den Kistenstrauch, sog, absichtlich bealüdt, seinen Duft ein und verließ das Abteil.

Der Herr blühte ihr erstaunt nach, rückte an seiner Gelehrtenbrille und vertiefte sich in den kleinen Druck eines Buches, der um so leichter zu lesen war, als der Zug noch immer hielt. Die junge Frau aber benutzte den Augenblick, als der Schaffner aus irgend einem Grunde die Thür des Wagens geöffnet, um auszusteigen. Ohne Hut lief sie in den leise rieselnden Regen hinaus, ab und zu ängstlich rückwärts schauend, ob der nörkelnde Gatte sie denn nicht voller Besorgnis zurückholen werde. Da setzte sich der Zug in Bewegung, und sie stand ohne Schirm, ja ohne Geld, dafür aber mit den schönsten Kissen Tirols im Regen auf dem Bahnsteige von Steinach am Brenner. Solches Mißgeschick würde ihr bei einem Manne, wie dem jungen Herrn, niemals widerfahren sein. Der hatte sie nur einen Augenblick gesehen und ihr schon einen Blumenstrauch als Huldigung zugeworfen, was ihr Gatte noch nie getan.

Der aber spähte hinaus und suchte seine junge Frau, die er mehr liebte als sich selbst, ohne es bei stiller Wesensart in Worte kleiden zu können. Da er nun fühlte, wie sich der Zug langsam in Bewegung setzte, lief er ängstlich an die Thür, sie herbeizurufen. Doch schon ging der Wagen schneller, und er sah, wie der Stationschef ihr verbot, das Trittbrett des fahrenden Zuges zu besteigen. Da packte ihn die Verzweiflung, und wie ein Verzweifelter geneigt ist, unbedachte Schritte zu unternehmen, riß er die Wagentür auf und sprang auf den Bahnsteig hinaus. Er verlor das Gleichgewicht und blieb, nachdem er eine richtige Verheerung geschossen, liegen wie ein Stein.

Die junge Frau aber schrie laut auf und verlor vor Schreck den schönen Kistenstrauch. Als sie dann besorgt ihren Mann betastete, war alles an ihm noch ganz, nicht einmal die Brillengläser hatten Schaden genommen. Nur aus der Hose wehte am Knie ein lustiges Dreieck. Aber sie verstand ja zu nützen, und er war noch am Leben, jenem Leben, das er offenkundig für sie eingelegt.

Da schoß auf dieser ganzen Reise der erste Blutstrom des Glückes zu ihrem Herzen.

Doch schon erschien der Beamte mit der roten Mütze. Sein Blick verhielt nichts Gutes. Er verlangte den Paß des Mannes, der die Bahnvorschriften übertreten. Die junge Frau rettete nun ihrerseits ihren Mann: schnell eine kleine Notlüge bei der Hand, bedeutete sie dem Rotbärtigen, die Thür, an die sich ihr Gatte gelehnt, sei nicht vorschriftsmäßig geschlossen gewesen, so daß sie genötigt sein könnten, sich zu beklagen. Da erklärte der Beamte, sofort gefügig, durch

Fernspruch nach Innsbruck das Gepäck im Abteil sichern zu wollen.

Inzwischen hatte es zu regnen aufgehört, denn auch in Steinach am Brenner regnet es nicht ununterbrochen. Zugleich bot sich ein leerer Rückwagen zur Stadt. Aber die junge Frau rief: „Meine Blumen!“ Sie hatten längst einen Bewunderer gefunden. Doch der junge Gatte hatte gelernt: er kaufte einem armen Mädchen, das Alpenrosen vergeblich am Zuge feilgeboten, den schönsten Strauch ab und überreichte ihn (er warf ihn nicht) seiner Frau.

Wie sie da in Wald- und Bergluft die herrliche Straße hinabfuhr, während in der Tiefe ein Zug leuchtend seinen Qualm entlud, sah der Mann im Glanze der goldenen Sonne ihr Haar leuchten, wie es ihm noch nie geleuchtet, so daß er dachte: „Was habe ich da nur für eine hübsche Frau!“ Und als vor ihnen die Gasseinfahrt in den Himmel wuchs, das Tal sich auflutet mit grünen Matten und dunklem Wald, da schob sie voll endlich erwachter Bärtlichkeit ihren Arm unter den seinen und neigte sich zu seinem Ohr:

„Ich habe ja gar nicht gewußt, wie lieb du bist!“

Blutschreck

Jagdskizze von W. v. Rosenstein.

Dort, wo das jähe Gefälle der Hohen Tatra sich am wildesten in den Himmel reckt, wo durch Wetter und Frost Windwurf durcheinander liegt, befindet sich im Gestein eine dürrtrockne Höhle. Tagsüber scheint die Sonne hell und warm herab auf die zerklüftete Landschaft; Eidechsen rascheln im Gras und der Seidenschwanz singt auf einem Zweige dicht überm Eingang sein schlichtes Lied.

Doch wann die Sonne zur Rüste geht und die hohen Steilwände in ihr Gold taucht, wird's lebendig im dämmrigen Loch. Ein unterdrücktes Knurren, ein miauender Laut kündigt das Erwachen des Räubers, der darin haust.

Bedächtig kommt nunmehr der Kopf zum Vorschein. Aufmerksam spähen die grünfleckigen Seher, und die Lauscher mit den langen Ohren drehen sich zuckend immerfort.

Alles ist still. So tritt den Freund Luchs vollends ins Licht des scheidenden Tages. Der geschmeidige, hochgestellte Körper im gefleckten, goldfarbenen Fell verschwimmt mit den Felsen in eins, und nur außerordentlich scharfe Augen vermöchten jetzt das Tier zu entdecken: starr, wie aus Erz gegossen, steht es da und sichert wieder und wieder. Nur die äußerste schwarze Spitze der Rute zuckt leicht. Dann eine kurze Flucht, und er ist verschwunden.

Talwärts führt sein Weg, denn erst tags zuvor vernahm er da das leise Mahnen eines Rotlirers. Das konnte nur dem Räuber gelten!

So gleitet er durch die Stauden, lautlos, einem Schatten gleich. Hin und wieder hält er an und lauscht — doch nichts rührt sich. Keine Gefahr weit und breit, aber — auch keine Beute! Mittlerweile geht es schon auf den Morgen, und der Magen meldet sich ungestüm, denn nur ein simples Haselhuhn war die Tagesmahlzeit.

Nun hat es aber den Wechsel des Rotlirers erreicht. Eine alte Eiche soll ihm hier zur Warte dienen. Leicht schwingt er sich ins Geäst.

Just über den Wechsel hinweg ragt ein starker Ast. Auf diesen duckt sich der gelbe Räuber der Länge nach fest angeschmiegt. Erstaunt blickt das Eichhorn, das vor ihm flüchtend in den Wipfel fuhr: „Wo ist denn Blutschreck geblieben?“ denkt es. „Eben sah ich ihn noch, und nun ist er vom Ast verschwunden.“

Ohne die geringste Bewegung lauert der Luchs. Da — eine halbe Stunde mochte vergangen sein — fährt ein grüner Strahl aus den blinzelnden Sehern! Sein feines Ohr hat leichte Schritte vernommen. Sie nähern sich seinem Versteck. Aus dem Dickicht tritt ein stolzer Bierzehnender, nimmt Wind, äugt, tritt unruhig hin und her. Zwar vermag er nichts wahrzunehmen, doch ist ihm, als lauere eine unsichtbare Gefahr.

Wohl zehn Minuten verhoft der Rede zur Bildsäule erstarrt, dann setzt er den gewohnten Weg zur Asung fort. Gemütlich bummelt er unter einem dicken Ast hinweg — da fährt ein gelber Teufel senkrecht herab!

Wild schlagen die Stangen nach hinten, doch der Mörder hat ihm schon die furchtbaren Pranken ins Genick geschlagen. Weit beugt sich der geöffnete Rachen mit den blitzenden Fängen nach vorn und beißt sich in die Drossel fest. Mit einem ächzenden Laut rasselnd der Strich zusammen.

Leichter, kühler Frühwind streicht über den Hochpaß und läßt die grauen Nebelschwaden wallen. Schwere Tropfen hängen in Gras und Stauden wie Tränenperlen des Waldes. Unter der Eiche aber rauscht und schmatzt es. Aus zerrissener Schlagader läuft der Blutschreck edelstes Getränk, das ihm den dunklen Namen gab.

Die Frau zu Hause.

Es gibt Frauen, die glauben, ihre häusliche Tüchtigkeit durch recht nüchterne und nachlässige Kleidung betonen zu müssen. Das sind auch diejenigen, die denen unter ihren Schwestern die Eignung für gute Haushaltsführung absprechen, die zu jeder Stunde des Tages einen gepflegten und erfreulichen Eindruck machen. Die heutige Zeit stellt hohe Anforderungen an die Frau, aber sie ist ihnen in der weitaus größten Zahl auch gewachsen. Es wird keinem Mädchen einfallen, dem Auserwählten ihres Herzens in nachlässiger Kleidung entgegenzutreten. Aber wie oft läßt diese äußerliche Sorgfalt in der Ehe nach! Und oft sind Ärger und Kummer dann die Folge, wenn dem Manne andere Frauen, die ihm naturgemäß immer äußerlich schöner und gepflegter entgegenreten, besser gefallen. Die berufstätige Frau, gleichviel welchen Alters, mit der der Mann bei der Arbeit in Berührung kommt, erscheint an der Öffentlichkeit stets sachgemäß gekleidet und will durchaus nicht auf Schönheit der Kleidung und Pflege ihrer Person verzichten. Da ist es ganz selbstverständlich, daß der Vergleich mit der eigenen Frau zu deren Ungunsten ausfällt, wenn sie ihm in den 4 Wänden vernachlässigt entgegentritt. Auch die Kinder stellen Vergleiche an, die der Mutter oft tief schmerzhaft sind. Abgesehen davon, daß die Mutter auch hier die Leidtragende ist, soll sie ja auch in äußerlichen Dingen ihnen ein Vorbild sein. Das Bild der Mutter steht dem Kinde lebenslang vor der Seele. Daß ihm nicht bedrückende Äußerlichkeiten anhaften, sollte daher keiner Hausfrau und Mutter gleichgültig sein.

Schon wenn die Familie beim Frühstück sitzt, ehe jeder zu seinem Tagewerk strebt, sollte keine Hausfrau unvollkommen gekleidet erscheinen. Es kostet im Höchstfalle eine Viertelstunde früheres Aufstehen. Sie braucht ja nach der Morgentoilette nur einen Morgenrock überzustreifen. Er ist auch der schlichtesten Hausfrau zugänglich. Im Sommer aus billigstem Washstoff, an kühleren Tagen aus dem wohlfeilen Waschseide, aber schön in Farbe und Form, so bedeutet er durchaus keinen Luxus. Manche Frau ist eine Feindin der Morgenröde, da sie ihr zu wenig „angezogen“ aussehen. Sie möchte auch gleich nach dem Frühstück an die Hausarbeit gehen. Sie zieht darum ein schlichtes Arbeitskleid an, das durchaus nicht häßlich zu sein braucht. Die praktische Frau, die die Nadel zu führen versteht, verwendet Kleider älteren Datums zum Arbeitskleid. Die zweifarbigen, flotten Zumperkleider geben ihr dabei viel Anregung. Sie braucht sich in diesem schlichten Kleide vor keinem plötzlichen Vormittagsbesuch zu verstecken. Sie hat es ja als moderne Hausfrau nicht nötig, im Wasser herumzupatschen, denn sie hat sich alle Vereinfachungen der Hausarbeit zu eigen gemacht und schon damit nicht nur ihre Kleidung, sondern vor allem ihre Kräfte, ist daher auch nicht so überlastet, wie ihre Schwestern in früheren Jahren. Kommt dann die Familie zu Tisch, so wird sie nicht abgehängt und nachlässig gekleidet erscheinen, sondern in ihrem schlichten, aber doch gepflegten Kleide und mit ihrer Frische den ermüdet nach Hause gekommenen ein erfreulicher Anblick sein, und sie werden sich wohl fühlen und keine ungünstigen Vergleiche anstellen. Kommen kühle Tage, so erfordert der Aufenthalt in gelüfteten und noch unvollkommen geheizten Räumen wärmere Kleidung. Da wählt die Hausfrau gern eine mollige Hülle, die sie bei erwärmender Tätigkeit leicht ablegen kann. Sie soll auch dann nicht etwa zu einem abgetragenen unschönen Kleidungsstück greifen. Eine hübsche Weste oder ein Täschchen, möglichst lebhaft in der Farbe mit ein wenig Stiderei läßt sich leicht aus Altem herstellen und sieht hübsch und flott aus.

Wird Besuch erwartet, so läßt jede Frau ihrem Äußeren eine besondere Sorgfalt zuteil werden. Wer auf eine ganz persönliche Note keinen Wert legt, begnügt sich mit einem Kleide, das der Tagesmode angepaßt ist. Aber in ihrem eigenen Reich kann die Frau sich ihrem Wesen entsprechend kleiden. Ihre Kleidung kann ruhig etwas phantastischer sein als in der Öffentlichkeit, wo es die Dame von Takt verschmährt, aufzufallen. Stoffe von alten Gesellschaftskleidern können hier zu neuer Wirkung gelangen. Die Frau, deren Leben sich in schlichtestem Rahmen bewegt, wird natürlich auch im Hause schlicht erscheinen. Aber wer seinen äußeren Rahmen etwas behaglicher gestalten kann, darf auch der Kleidung eine freiere künstlerische Note geben. Auf welchen Ton nun aber die Kleidung der Frau im Hause auch abge-

stimmt sei, ob auf den der Sachlichkeit oder den der Schönheit — immer darf sie keine Fehler dulden, sich nicht gehen lassen, denn das macht alt und — steckt an. Wie die Frau, so läßt sich auch der Hausherr gehen — fragenlos, in Hausschuhen, Schlafrock und dergleichen und die Kinder nicht weniger, wenn erst einmal dieser Zustand eingeführt ist. Sehr unerfreulich wirkt das Gehenlassen in der Kleidung auch auf den Fernerstehenden. Kommt einmal unvorhergesehener Besuch, so tritt ungefähr der Zustand ein, wie wenn ein Hahnen in die Hühnerherde einfällt. Alles läuft auseinander, um den äußeren Menschen einigermassen zurecht zu machen, und der Besucher hat das Gefühl, daß er gestört hat.
Cläre Wirjga.

Die Magie der Handarbeit.*)

Die Stiderei ist die Sprache der „Zeichen“.

Die Stiderei beweist sich in der Welt der „Zeichen“. Sie bildet das Naturding: Blume, Tier oder Mensch nicht ohne weiteres ab, sondern sie gewinnt ein „Zeichen“ aus ihm, sie faßt nicht das Ganze der äußeren Gestalt, sondern sie holt die „Bedeutung“, die Kraft, den Geist heraus, die sich darin verbergen. Damit aber betritt sie immer wieder eine „magische“ Sphäre; denn alles „Zeichen“ ist magischer Art, gleichviel, ob das Magische bewußt wird oder unbewußt bleibt.

Alles, was die Kunst der Handstiderei schafft, ist Zeichen für etwas, und zwar entweder Zeichen für etwas, das in der Seele der Stiderin lebendig ist (also deutendes, physiognomisches Zeichen) oder Zeichen für etwas, das gewünscht (oder gescheut) wird. Die Stiderin legt ihr Sein, ihre inwendige Struktur im Gebilde ihrer Hand dar; insofern ist ihr Werk „graphologisch“, „mimisch“, „physiognomisch“ bedeutsam. Sie setzt sich aber auch auseinander mit Wunschbildern und geheimen Strebens-Zielen, all dies wird Linie und Farbe, Winkel und Kurve.

Eigentlich sollte jede rechte Stiderei, so gut wie ein Gedicht, eine Melodie, ein Bild aus einer bestimmten Seelenlage heraus entstehen, die frei im „Zeichen“ ausgesprochen wird. (Es wird ja wohl auch in der Regel so sein.) Die Frauen sollten die alte Beziehung, die ihr Geschlecht seit je zur Sprache der Zeichen besitzt, von neuem ehren lernen. Sie sollten die Stiderei wieder verwenden lernen als ein Mittel, Seelisch-Geheimnis darzustellen, ihre Seele zu festigen, die Macht der Zeichen sich dienstbar zu machen, die die heutige Welt zu ihrem Schaden fast vergessen hat.

Denn solange beseelte Wesen leben, wird es den einen großen Unterschied geben, der zwischen dem Wort (das uns fast als einziges Darstellungs- und Mitteilungsmittel geblieben ist) und dem Zeichen besteht: Das Wort spricht aus, aber gar zu leicht vernichtet und entzaubert es auch das, was es ausspricht; das Zeichen aber stellt dar, ohne den Zauber zu brechen, ohne das Geheimnis zu stören. Das ist seine große, ewige Tugend.
Heinrich Ritter.

Praktische Winke für den Haushalt.

Bürsten und Kämme zu waschen ist eine Kunst, so einfach die Sache aussieht. Man nimmt hierzu am besten eine Seifensalzlösung in lauwarmem Wasser und läßt die zu reinigenden Bürsten und Kämme eine Weile lang ruhig darin liegen. Den Holzteil der Bürsten hatte man vorher gut mit Bohnenwachs eingerieben, um zu verhindern, daß zuviel Feuchtigkeit in das Holz einzieht. Man schlenkert die Bürste dann einige Male im Wasser hin und her, ohne sie doch ganz unterzutauchen und spült mit kaltem, klarem Wasser mehrere Male nach. Dann werden Kamm und Bürste mit einem Tuche möglichst trocken getupft und man läßt sie an der Luft, aber niemals im prallen Sonnenschein, in der Ofenröhre oder dergl. trocknen.

*) Aus dem reichillustrierten Oktober-Eröffnungs-Heft der von Hofrat Dr. Alexander Koch herausgegebenen anregenden Frauen-Kunstzeitschrift: „Stidereien und Spiken“. Es enthält 30 große Abbildungen, Vierfarb- und Sepiatonbeilagen und naturgroße Vorlage. Von bestellten Kissen, Tischdecken, Vorhängen, Tülldecken, Teewärmern, Taschentüchern, Kinderkleidern usw. Entwürfe und Arbeiten prominenter Künstlerinnen aus Deutschland und Österreich. (Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Darmstadt.)